

Gemeinschaft

Autor(en): **Emmenegger, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 23

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ihre Schritte waren fast das einzige, was man hörte, im übrigen herrschte Ruhe im Saal. Hin und wieder kam ein Stöhnen über die vertrockneten Lippen eines Verwundeten. Die Nächte waren unheimlich. Das Krankenhaus war verdunkelt, und im Operationsaal lagen auf allen Tischen und auf dem Fußboden jammernde Menschen. In einer Mondscheinnacht — ich galube, es war vom 8. auf den 9. September —, als wir ungewöhnlich viele Operationen hatten, explodierte direkt vor den Fenstern des Operationsaales eine schwere Bombe mit ohrenbetäubendem Lärm. Alle Fenster zersprangen, und über unsere Patienten regnete es Glasplitter, die neue Wunden in die gequälten Körper schnitten. Die Beleuchtung versagte, aber die Schwestern blieben auf ihren Posten. Keiner verlor die Nerven. Und nachdem man in aller Eile die Fenster verkleidet hatte, wurde die Arbeit bei Kerzenlicht fortgesetzt.

Im gleichen Saal lag ein Fliegeroffizier, der entsetzlich verbrannt war. Das eine Auge war erblindet, und Gesicht, Hände, Brust und Beine waren schwarz und voller Brandblasen. Mit blutenden Lippen erzählte er flüsternd seine Geschichte. Zusammen mit seinem Aufklärer hatte er fünf Messerschmittflugzeuge angegriffen und zwei von ihnen abgeschossen, ehe ihr eigenes Flugzeug in Brand geriet — dann hatten sie sich in letzter Minute gerettet. Er bat mich, seiner Mutter sein *Virtuti-Militari*-Kreuz zu übergeben, welches wir in der Tasche seines Waffentrockens fanden. Er starb im selben Augenblick, als einer unserer Säle zum ersten Male von einer Bombe getroffen wurde und die erste Feuersbrunst in unserem Krankenhaus ausbrach.

Unter den Kavalleristen, die in unserem Krankenhaus eingeliefert wurden, befand sich ein

Bauernjunge, Martin G., der sein ganzes Leben lang geträumt hatte, Soldat zu werden und der tapfer kämpfte, bis er schwer verwundet wurde. Die Wunde saß in der Herzgegend, und als man ihn einlieferte, war sie schon schwarz und eitrig. Trotzdem bestand er darauf, daß er bis zum 11. November, dem polnischen Unabhängigkeitstag, gesund werden müsse, damit er bei der Truppenparade als Sergeant seinen Zug anführen könne. Er quälte sich furchtbar, konnte kaum atmen, und die explodierenden Bomben und das Artilleriefeuer ließen ihm keine Ruhe. Niemals aber klagte er. Er bat uns nur immer wieder, seine Wunde zu verbinden, damit er rechtzeitig geheilt sein würde. Eines Abends erzählte er mir flüsternd von dem Leben in seinem heimatlichen Dorf. In der Nacht vorher hatte er von der Ernte geträumt, und er versicherte mir, daß nirgends in Polen der Weizen so schön und golden stehe wie in seiner Heimat. Er ruhte einen Augenblick aus und flüsterte dann mit tieferster Stimme: „Schwester, ich will ein guter Sergeant werden“ — und dann tat er seinen letzten Atemzug.

Der beste Kamerad und der liebste Freund, den ich jemals hatte, war mein „Chef“, wie ich Schwester Janina zu nennen pflegte. Wir hatten schon während des Krieges 1920 zusammen gearbeitet. Sie war voll Energie, hatte einen gesunden Menschenverstand, war immer guter Laune, geduldig und verstehend. Als es über unseren Saal Brandbomben regnete, löschte sie viele mit eigenen Händen. Und als die Wände in unserem Flügel buchstäblich zusammenstürzten, rannte sie in den Saal und bedeckte die Verwundeten mit allem, was sie zu fassen kriegen konnte, und während wir sie hinausstrugen, munterte sie sie die ganze Zeit mit den Worten auf: „Nur nicht unruhig werden. Es wird schon gut gehen!“

Gemeinschaft

Der Mensch ist zur Gemeinschaft hingebunden, so lange er lebt. Sein Tätigsein als freie Persönlichkeit schafft von Natur aus im Menschen nicht die Anlage zur Gemeinschaft, sondern aktiviert, was von Natur aus im Menschen liegt. Gemeinschaft ist nicht durch Kontrakt der Einzelmenschen geschaffen worden. Die Einzelnen fühlen sich zur Gemeinschaft gedrängt durch ihr Menschsein. Jeder Einzelmensch gewinnt persönlich an Wert oder Unwert, je nachdem er durch sein Handeln das Wohl der Gemeinschaft fördert oder hindert. (P. Emmenegger, Freiburg.)

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Freiestraße 101. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich Telephon 323527